

Vorwort des Autors zur deutschen Ausgabe

Dieses Buch ist die Geschichte einer elsässischen Familie. Ich habe es auf französisch verfaßt; in dieser Sprache habe ich schreiben gelernt. Ich freue mich, daß es auf deutsch erscheint; durch den Dialekt habe ich in dieser Sprache zu träumen begonnen. Während meine Mutter mich mit deutschen Märchen und Liedern wiegte, brachte mir mein Vater die Liebe zu Frankreich bei. Eine Liebe, die durchaus gerechtfertigt gewesen wäre, wenn sie sich nicht auf den Haß gegen die Deutschen gegründet hätte. Alle Franzosen meiner Generation, die nach dem Ersten Weltkrieg geboren wurden und die gerade das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten, als der Zweite Weltkrieg ausbrach, waren mehr oder weniger angesteckt von den Lügengeschichten, die ihnen von Schriftstellern, Journalisten und sonstigen Vertretern der nationalen Intelligenz eingetrichtert wurden. Selbstverständlich besaß die deutsche Intelligenz ebenfalls Dummköpfe, da der Krieg ja kaum zur geistigen Entwicklung beiträgt. Jedenfalls steht fest, daß ich die Deutschen für niedere Säugetiere hielt, die sich von Schwarzbrot und Schweineschmalz ernährten. Ich wußte, daß sie von ekelregenden Sekretionen befallen waren, und ich zweifelte nicht an den Behauptungen Doktor Bérillons, laut denen deutscher Urin zweimal so giftig sei wie französischer.

Ich verfügte auch über subtilere Urteile, wie jene Definition, die ein priesterlicher Freund meines Vaters wohlgefällig zitierte: «Der Deutsche ist ein Wilder, der lacht, wenn er jemanden schlägt, und heult, wenn man ihn schlägt.» Es war jedoch eine Zeichnung, die meine Abneigung auf die Spitze trieb. Sie stellte einen kleinen Jungen dar, der mit der linken Hand die rechte begräbt. Die Deutschen, die sich meisterlich auf die Verstümmelung von Kindern verstehen, hatten sie ihm soeben abgehackt. Eine um so eindrucksvollere Zeichnung, als sie aus der Hand (ich müßte eigentlich sa-

gen dem Fuß) des hervorragenden Malers Poulbot stammte, des zartesten und geistreichsten Künstlers von Montmartre.

Und nun die Gefühle, die die Deutschen in mir erregten, als Onkel Fuchs mir Deutschland offenbarte. Ein von Dichtung, Musik und herrlichen Wäldern rauschendes Deutschland. Ich verwarf sehr rasch die Erfindungen des Hasses, um mir die Lehre der Liebe anzuhören, wie sie von Lenau, Haydn und den anderen Freunden meines Onkels verkündet wurde. Nach etwa zehnjähriger Vertrautheit bildeten die französische und die deutsche Kultur in meiner elsässischen Seele das harmonischste Paar. Es hätte genügt, meiner Phantasie freien Lauf zu lassen, und schon hätte Werther Madame Bovary geheiratet, Hans Castorp seinen Lehnstuhl im Salon der Familie Verdurin aufgestellt – dies mit dem Segen Goethes, Flauberts, Prousts und Thomas Manns.

Mein Vater wunderte sich, einen so deutschfreundlichen Sohn zu haben, und sagte mit einer Mischung aus Humor und Bedauern, daß er das nicht verdient habe. Man wird in dieser Erzählung sehen, daß er doch ein oder zwei Gründe hatte, deutschfeindlich zu sein. Eigentlich war sein Manichäismus nicht durchweg primär. Verliebt für ihn die Grenzlinie zwischen Guten und Bösen notwendigerweise zwischen Franzosen und Deutschen, so nahm er eine zweite Trennung vor, indem er das Deutschland der Geigen von dem der Trommeln unterschied, das Deutschland der Dichter und Musiker von dem der Pickelhauben und der dicken Bertha, und später setzte er dann das Deutschland von «mehr Licht» dem von «Nacht und Nebel» entgegen.

Als ich achtzehn Jahre alt war, ließ er seine Vorurteile verstummen und schenkte mir einen vierwöchigen Ferientaufenthalt in einer badischen Familie. Vater Rustenholz war ein braver Biedermann. Als einer, der in Verdun gerade noch davongekommen war, hatte er eine wenig erfreuliche Erinnerung an die Hölle der Schützengräben. Er versuchte, seinen Pazifismus mit seiner Bewunderung für Hitler in Einklang zu bringen. «Unser Führer hat uns das beste Heer der Welt geschmiedet», sagte er. «Wehe dem, der sich an Deutschland heranwagt. Sei aber unbesorgt, Kleiner, niemand wird es wagen. Wenn unser Führer für den Krieg rüstet, dann nur, weil er den Frieden will.»

Ich kam nach Frankreich zurück voll beruhigender Gedanken,

die ich am Familientisch zum besten gab. Da Deutschland das stärkste Heer der Welt besitzt, erklärte ich, kann die Welt ruhig schlafen. Mein Vater zog die Augenbrauen hoch. Ich nahm ihm alle Zweifel: «Deutschland hat sich nur mit so starken Waffen ausgerüstet, um die Schurken zu entmutigen, die es angreifen möchten. Es ist eine Abschreckungswaffe, wenn du verstehst, was ich sagen will ...» Eigentlich glaube ich nicht, daß ich diesen Ausdruck gebrauchte, aber ich hatte zumindest diesen Gedanken.

Die Augenbrauen meines Vaters kehrten in ihre normale Lage zurück. «Ich verstehe», sagte er, «aber ich habe dabei nur ein Bedenken.» – «Was für eines?» fragte ich. – «Ein Kenner sagte einmal: Das einzige, was man mit Bajonetten nicht tun kann, ist, sich darauf setzen.» Dieses Bild beeindruckte zutiefst die Vorstellungskraft meines jüngeren Bruders, der zusammenzuckte. Mein Vater beschwichtigte ihn: «Sei ruhig! Hitler wird diese Beweisprobe den nationalsozialistischen Gesäßen ersparen, und die Bajonette werden dorthin zielen, wohin sie die Tradition ruft, auf die Brust der Franzosen. Und die ist selbstverständlich ein Muster von Tapferkeit und wird deshalb dem Aufprall standhalten.»

Man weiß, was geschah. Die Brust der Franzosen machte Papas Vorhersage zunichte, die Tapferkeit unserer Truppen schlotterte in den Knien, und die Bajonette trafen nur den Rücken von einigen, die im Sprint ungeübt waren. Es ist hinfällig zu erwähnen, wie glänzend der deutsche Sieg war. Es ist auch bekannt, wie es den Siegern in Stalingrad erging und wie in Hamburg oder in Dresden ihre Frauen und Kinder durch die Verteidiger von Recht und Freiheit in brennende Fackeln verwandelt wurden.

Ich muß gestehen, daß ich im September 1939 den Einmarsch in Polen schlecht aufnahm. Es war ein Land, aus dem Onkel Fuchs – wie man später noch sehen wird – wunderbare Erinnerungen mitgebracht hatte. In meiner Empörung darüber, von Hitler und Vater Rustenholz getäuscht worden zu sein, fühlte ich, wie meine Abneigung gegen das Deutschland der Trommeln und des Militärs wieder auflebte, und ich zog aus, es zu bekämpfen, mit Novalis und Lenau in meinem Tornister.

Mein Haß wurde noch einmal auf die äußerste Spitze getrieben, als im September 1944 die SS meinen Kameraden Victor Kuntzmann festnahm und ihn an einem Waldrand erschoss. Als Student

der rue d'Ulm¹ stand ihm die glänzendste Laufbahn bevor. Die Mörder erlaubten seiner Mutter, die Leiche des Hingerichteten zu identifizieren. Es war eine im Doubs exilierte Elsässerin, und ich sehe, ich höre sie noch heute, wie sie den gräßlichen Anblick ihres von Kugeln durchlöchernten Kindes beschreibt. Ihr Schmerz war wie Feuer, ihr Blick brannte, ihre Stimme prasselte wie Flammen und verwandelte ihre Worte in Schreie ...

Einige Wochen später erlebte das Gebiet von Montbéliard, wo sich das Drama abgespielt hatte, die Befreiung. Unter Aufsicht marokkanischer Soldaten arbeiteten deutsche Gefangene an der Instandsetzung einer gesprengten Brücke. Es waren ganz junge Soldaten, Kinder, deren Fleisch der Nazi-Moloch noch verzehrte, bevor er kreperte. Es war im Dezember, und es herrschte eisige Kälte, als einer dieser Unglücklichen in den Doubs fiel. Er war in Lebensgefahr durch Unterkühlung, als ihn seine Kameraden aus dem eiskalten Wasser zogen. Er wurde auf den gefrorenen Boden gelegt, und während die von den Marokkanern angetriebenen Gefangenen ihre Arbeit wiederaufnahmen, blieb er daliegen und zitterte am ganzen Körper in seinen tiefenden Kleidern. Sein Blut begann zu gefrieren, als Mutter Kuntzmann an ihm vorüberkam. Sie eilte zu dem Unglücklichen, kniete neben ihm nieder, hüllte ihn in ihren Schal, rieb ihm das Haar und schenkte ihm Worte der Zärtlichkeit und Gesten des Mitleids.

Als die Marokkaner, die einfachen Gemütes waren, sie Deutsch sprechen hörten, verdächtigten sie die Frau, mit dem Feind zu pak-tieren, und entfernten sie schonungslos. Einige Augenblicke später erlebte der Befehlshaber der Truppe, wie seine Bürotür von einer kleinen schwarzgekleideten Frau aufgerissen wurde. Sie teilte ihm mit erschütterter Stimme mit, daß sich am Ufer des Doubs ein Deutscher in Lebensgefahr befinde und daß man ihn unbedingt retten müsse. Der Offizier hätte fast geantwortet, daß er nicht von so weit hergekommen sei, um die Deutschen dem Tod zu entrei-ßen, sondern um sie hineinzuschicken. Aber der Blick von Mutter

¹ Metonymie für die «Ecole normale supérieure», die Schule, in der von Jaurès bis Pompidou, von Bergson bis Sartre und von Romain Rolland bis Alfred Kastler die französische Republik ihren Nachwuchs an geistigen Größen ausbildet.

Kuntzmann untersagte jeglichen Scherz. Sie erhielt einen Jeep und zwei Soldaten, die sie zu dem Unglücklichen fuhren, der mit klappernden Zähnen und blaugefrorenem Gesicht am Boden lag. Sie nahm ihn mit nach Hause, badete und frottierte ihn und gab ihm zu essen; erst nachdem sie ihn mit warmen Wollsachen aus dem Schrank ihres ermordeten Sohnes bekleidet hatte, brachte sie ihn seinen Wärtern zurück. «Sie sind Elsässerin?» hatte der durch ihren Akzent aufmerksam gewordene Offizier gefragt. «Ja», hatte sie geantwortet, «und ich kann es nicht mehr ertragen, daß Franzosen und Deutsche sich gegenseitig töten. Nein, Herr Offizier, ich kann es nicht mehr ertragen.»

Die deutsch-französische Aussöhnung war auf ihrem Höhepunkt angelangt, als Mutter Kuntzmann ihren Sohn im großen Frieden der Toten wiederfand. Aber sie war eine der ersten gewesen, die dafür ein Beispiel gab. Zu ihrer Erinnerung lege ich dieses Buch in den Geschenkkorb der Freundschaft.

Übersetzung: Maryse Staiber